

Zitierhinweis

Becker, Tobias : recension de : Barbara Korte / Doris Lechner (eds.), History and Humour. British and American Perspectives, Bielefeld : transcript, 2013, dans : Neue Politische Literatur, 59 (2014), 2, p. 276-278, DOI: 10.15463/rec.1189740734, téléchargé depuis Website

neue politische literatur

Berichte aus Geschichts- und Politikwissenschaft

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

mikrohistorischen Zugang zur Globalgeschichte und zeige einen Weg auf, „auf welchem auch die Selbstzeugnisanalyse als Teil der ‚transition narrative‘ einer ‚history that does not yet exist‘“ die Diskussion um Konzepte und methodische Ansätze der transkulturellen und transnationalen Kultur- und Geisteswissenschaften erweitern und bereichern könnte“ (S. 19). Selbstzeugnisse, damit Aufzeichnungen handelnder Menschen im Kontext ihrer kulturellen und sozialen Beziehungen, innerhalb Europas wie auch im nichteuropäischen Raum dürften mit diesen Wegen künftig zunehmend ins Forschungszentrum rücken.

Die analysierten Selbstzeugnisse könnten unterschiedlicher nicht sein. Sie stehen deshalb jeweils unter einer zusammenfassenden Überschrift. Dieser folgt eine mehrheitlich von den Herausgebern verfasste Einführung. Jedes Kapitel endet mit einem anregenden Kommentar. Im Einzelnen handelt es sich um Themengruppen wie „Person, Text und Kontext“, „Textstrukturen – Schreibkulturen“, „Kulturelle Mehrfachzugehörigkeiten“ sowie „Differenzmarkierungen“. Unter den thematisch wegweisenden Titeln stehen Frauen und Männer, die als Verfasser der Selbstzeugnisse über den Globus verteilt in Nord- und Südamerika, in Japan, im Osmanischen Reich und nicht zuletzt in Europa gelebt haben. Als extremste Niederschrift steht das Tagebuch des im heutigen Hamburg-Altona geborenen, 91 Jahre alt gewordenen Heinrich Witt (1799–1892) zur Verfügung, der als wohlhabender Kaufmann im peruanischen Lima 11.000 Seiten in insgesamt dreizehn Bänden hinterlassen hat. Christa Wetzel – ihre Herangehensweise als Historikerin sei exemplarisch vorgestellt – strukturiert das Opus streng. Sie beginnt mit dem historischen Wert des Textes für die peruanische Geschichtsschreibung und stellt dann „Witts transkulturellen Lebenslauf“ auf zwei Seiten vor (S. 142f.). Sie analysiert das schreibende Leben unter Mithilfe von Sekretären, die „Sprachenwahl“ sowie das Anliegen des Verfassers, nicht nur für sich selbst, vielmehr auch für die Nachwelt zu schreiben. Dieser wie die insgesamt achtzehn weiteren Beiträge des Bandes vermitteln eine gewollt transkulturelle Arbeitsweise.

Hinzu kommt eine genaue Sicht auf die verwendeten Begrifflichkeiten, die von den Herausgebern angeregt und zugleich erweitert wird. Sie werden in den unterschiedlichsten Formen und Funktionen der Schreibenden über sich selbst angewendet. So steht das Selbst auch als Selbstbeschreibung, Selbstverortung, als Selbstzeugnis wie auch als Autobiographie oder Lebensbeschreibung, ergänzt durch solche analytisch gewählten

Termini aus dem Englischen wie *self-narrative* und *ego-document*. Bei aller offensichtlichen Differenz in der Terminologie der Selbstzeugnisforschung gehört es zur Erkenntnis des Forschungsprojektes, dass Selbstzeugnisse auf Gemeinschaften und Zugehörigkeiten bezogen sind, ihre Relevanz nicht nur in der Geschichte des Selbst liegt, vielmehr „in einer Geschichte der Sozialität, in deren Rahmen die möglichen sozialen Räume für Individuen bereitgestellt oder verweigert, gestaltet oder eingebunden werden“ (S. 5). Wie relevant hierbei die Erinnerung selbst ist, bezeugt ein den Band abschließender Beitrag des in Osaka lehrenden, deutschen Ideenhistorikers Wolfgang Schwentker. Unter dem Titel „Schreiben und Erinnern“ stellt er nach einer wissenschaftsgeschichtlichen Rückschau auf die Erinnerungsforschung und die aktuellen Thesen sieben Fragen oder auch die sieben wichtigsten Fragen. Sie gleichen einer Anleitung für die künftige Erinnerungs-, damit Selbstzeugnisforschung, wenn dezidiert nach Form und Inhalt von Erinnerungen, nach Grenzen, „Unterschieden und Gemeinsamkeiten der politischen und sozialen Verwertung“ und der „Schreibsituation in den jeweiligen kulturellen Milieus“ gefragt wird. Außerdem sollte man sich damit befassen, welche Ereignisse erinnert werden, was vergessen oder absichtlich ausgespart wird und sich nicht zuletzt die Frage stellen, wer schreibt und wer liest das Geschriebene (S. 426). Abschließend stellt der Verfasser die Frage: „Sichert literarische Qualität Erinnerung?“ (ebd.).

Eine Erkenntnis von Astrid Erll steht als Antwort und bestätigt das wissenschaftliche Ergebnis des Bandes: „Ob und wann ein literarischer Text zu einem Medium des kollektiven Gedächtnisses wird, kann [...] nur über die Analyse seiner historischen Wirkung in der jeweiligen Erinnerungskultur beantwortet werden“ (S. 426). „Selbstzeugnis und Person“ ist damit nicht nur ein relevanter Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Erinnerungskultur. Die Erfahrungen und Ergebnisse des Bandes sind eine vorbildliche Arbeitsanleitung für die Kultur- und Geschichtswissenschaft im europäischen wie im globalen Raum.

Berlin

Sigrid Jacobbeit

Geschichte und Humor

Korte, Barbara/Lechner, Doris (Hrsg.): History and Humour. British and American Perspectives, 222 S., transcript, Bielefeld 2013.

Am Ende einer kritisch-würdigenden Besprechung von Thomas Nipperdeys monumentaler „Deutsche Geschichte“ bemängelte Richard Evans vor zwei Jahrzehnten, auf 2.669 Seiten fände sich kein einziger Witz, nicht einmal ein schwaches Aufblitzen von gelehrtem Humor. Als Student empfand ich diese Kritik an einem Meisterwerk historischer Erzählung so unfair wie überraschend: Ist Geschichte nicht etwas sehr ernstes? Und muss Geschichtsschreibung, schwer wie sie ist, zudem noch witzig sein?

Gegen die Vorstellung, dass man Geschichte notwendigerweise im Modus der Ernsthaftigkeit zu begegnen hat, schreibt der vorliegende Band an. Bewerkstelligt wird dies, indem er komische Darstellungen von historischen Ereignissen und Personen seit 1800 in den Blick nimmt. Dabei ist es vielleicht kein Zufall, dass er seine Beispiele in erster Linie aus Großbritannien bezieht, dem Vaterland nicht nur von Richard Evans, sondern auch von „Blackadder“ und den „Horrible Histories“. Deutsche Traditionen eines ironisch-humoristischen Umgangs mit Geschichte wollen einem dagegen nicht so leicht einfallen.

Die Beispiele jedoch, an die man vielleicht zuallererst denken würde, vermeidet der Band weitgehend ebenso wie übergreifende Hypothesen und große Bögen. Stattdessen stützt er sich auf kleine, eher unbekannte Beispiele für einen humorvollen Umgang mit Geschichte aus zweihundert Jahren und unterschiedlichen Medien. Ein paar der Beiträge seien herausgegriffen. So zeigt Brian Maidment, dass die reichhaltige Karikaturkultur der Regency-Ära zwar mit dieser endete, die Karikaturen selbst wurden jedoch in viktorianischer Zeit vielfach nachgedruckt und lebten auf diese Art weiter. Interessant ist dabei, wie die Karikaturen, etwa durch neue Bildunterschriften, ihre Aussage veränderten, wodurch sie Aufschluss über sich wandelnde Moralvorstellungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geben. Auch in dem Beitrag von Sandra Martina Schwab geht es um Karikaturen, genauer gesagt um den Karikaturisten Richard Doyle, der immer wieder historische Themen aufgriff und historische Bezüge herstellte. Beispielsweise parodierte er die zeitgenössische Furcht vor einer französischen Invasion, indem er diese im Stil des Teppichs von Bayeux imaginierte – komplett mit einem Schiff voller Pudel, die kaum angekommen mit den britischen Bulldoggen fraternisieren. Indem Doyle gegenwärtige Ereignisse und Ängste auf ironische Weise in Beziehung zu einer überhöhten Vergangenheit setzte, relativierte er sie.

Von der visuellen geht der Band über zur performativen Satire. Stefanie Lethbridge untersucht, wie der Music Hall-Komiker Stanley Holloway in seinen Monologen historische Episoden und Figuren aufgriff, etwa den Duke of Wellington (der auch Gegenstand des Beitrags von Ulrike Zimmermann ist). Indem Holloway diesen von seinem Sockel herunterholte und in alltägliche Situation hineinstellte, forderte er, wie Lethbridge argumentiert, einen Platz in den Geschichtsbüchern für gewöhnliche Menschen ein. Zugleich ist dieser Beitrag ein gutes Beispiel für das, was die Herausgeberinnen „the debunking function of humour“ (S. 13) nennen. Humor lässt die Luft aus dem Pathos und reduziert die „große“ Geschichte auf ein menschliches Maß, ohne dabei jedoch wirklich gefährlich zu werden und etwa den Patriotismus zu untergraben.

Warum der komisch gebotenen Geschichte nicht derselbe kulturelle Rang zugebilligt wird wie der ernsthaften, zeigt Dorothea Flothow anhand der Repräsentation Charles II. in historischen Komödien zwischen 1800 und der Gegenwart. Nicht weil sie komisch waren, gelten sie – Lethbridge zufolge – nicht als Historienstücke, sondern weil sie auf das Privatleben des Königs abhoben und die Politik weitgehend aussparten. So hatten die Komödien über Charles II. über rund zweihundert Jahren hinweg und allen Unterschieden im Stil zum Trotz fast alle die erotischen Abenteuer des Königs zum Gegenstand.

Herauszuheben ist schließlich noch der originelle Beitrag von Duncan Marks über den Königin Victoria zugeschriebenen Ausspruch „We are not amused“. Er tauchte erstmals in populären Biographien der Zwischenkriegszeit auf und entsprang deshalb höchst wahrscheinlich nicht royalem Munde. Marks dient er dazu, zu zeigen, wie sich das Bild der Königin über die Jahrzehnte hinweg veränderte. So wurde Queen Victoria nach dem Zweiten Weltkrieg selbst immer öfter zum Gegenstand von Amusement, während zugleich das „We are not amused“ ein Eigenleben unabhängig von historischen Assoziationen annahm.

Insgesamt ist „History and Humor“ ein wohltuend bescheiden auftretender Band, dessen Beiträge durchweg Interessantes und Unbekanntes zutage fördern. Dass man dabei oft schmunzelt und bisweilen sogar lacht, macht das Buch zu einem Lesevergnügen. Weniger einleuchtend ist dagegen, wieso zweieinhalb Beiträge den USA gewidmet sind. Eine Konzentration auf Großbritannien hätte es womöglich erlaubt, über die Einzelbeispiele, -themen und -aspekte hinaus allgemeinere Fragen zu beantworten oder

zumindest aufzuwerfen. Inwiefern ist etwa der humorvolle Umgang mit Geschichte – die „debunking function“ des Humors – am Ende vielleicht doch etwas spezifisch Britisches? Inwiefern reflektierten oder popularisierten die betrachteten Beispiele tatsächlich Geschichte? Inwiefern haben sie am Ende weniger mit Geschichte als mit einer spezifisch britischen Tradition der Populärkultur zu tun? Denn darum – um Geschichte in der Populärkultur – geht es dem Band letztlich sehr viel mehr als um Geschichte und deren Popularisierung. Und trotzdem denkt man am Ende, dass auch der ernsthaften Geschichtsschreibung etwas Humor bisweilen nicht schaden würde. Richard Evans hatte recht.

London

Tobias Becker

Die Amerikanistik und die Frauen

Harders, Levke: American Studies. Disziplin-geschichte und Geschlecht, 341 S., Steiner, Stuttgart 2013.

Dass die europäischen und amerikanischen Hochschulsysteme Frauen durch ihre Organisation und Struktur benachteiligen, ist innerhalb der Universitäts- und Geschlechtergeschichte keine neue Erkenntnis. Nicht von ungefähr hat beispielsweise die Deutsche Forschungsgemeinschaft im Jahr 2008 die „Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards“ initiiert, um die deutsche Hochschullandschaft gerade auf der Strukturebene chancengerechter zu gestalten.

Levke Harders verlässt in ihrer Dissertationsschrift jedoch diese Vogelperspektive auf die Hochschulen und spürt den exkludierenden Mechanismen in einem einzelnen Fach, den *american studies*, in seinem Ursprungsland, den USA, nach. Sie fasst ihre Studie selbst mit den Worten zusammen, dass sie „die Entwicklung des interdisziplinären Lehr- und Forschungsgebietes American Studies in den USA vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die 1960er Jahre“ (S. 295) schildere. Genau dies leistet sie auch und verweist dabei auf die Ungleichheitsstrukturen innerhalb des Faches. Dass die „vorliegende Studie Geschlecht als Kategorie in die Fachgeschichte von American Studies ein[schreibe]“ (S. 10), ist jedoch ein Anspruch, der nicht durchgehend umgesetzt wird.

Zwar beschreibt sie in ihrem ersten von vier Hauptkapiteln, wie sich aus einem gerade bei Frauen auf viel Resonanz stoßenden

Themenbereich allmählich ein gemeinsamer Lehr- und Forschungsgegenstand herausbildete und wie mit voranschreitender Professionalisierung und Institutionalisierung die Partizipation der Frauen zurückging. Die Wissenschaftlerinnen treten dabei jedoch hinter die Behandlung von allgemeinen Fachthemen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zurück. Dabei behandelt die Autorin in der chronologischen Darstellung die Forschungs- beziehungsweise Lehrthemen, die wissenschaftlichen Organisationen und die Fachzeitschriften; die Ausbildung von akademischen Schulen und informeller Netzwerke vernachlässigt sie hingegen. Auch bleibt das Verhältnis der Geschlechter innerhalb des Faches und in anderen Fächern, wie den *area studies*, auf die wegen der ähnlichen Entstehungsbedingungen verwiesen wird, unklar. Harders geht es nicht um den quantitativen Anteil der Studentinnen, Absolventinnen und Wissenschaftlerinnen in den *american studies*; und so werden statistische Daten sehr zurückhaltend in die Darstellung eingebunden und die Geschlechterverhältnisse selten systematisch analysiert. Vielmehr nimmt die Autorin in der Forschung bisher kaum oder gar nicht berücksichtigte Studienangebote und Wissenschaftlerinnen in den Blick. Aus dem landesweit umfassenden Lehrangebot greift sie in ihrem zweiten Kapitel drei Studiengänge heraus, die unter Mitwirkung von Wissenschaftlerinnen eingerichtet wurden, einen an einem *women's college* und zwei koedukative an staatlichen Hochschulen. Zwei der ausgewählten Institutionen liegen in New York City, die andere im Mittleren Westen. Damit gehen die Beispiele über die damals noch den Männern vorbehaltenen Privatuniversitäten, die bisher aber am besten erforscht seien, hinaus. Hier bietet die Studie einen Einblick in die Bedingungen unter denen in den *american studies* besonders Frauen in den 1940er und 1950er Jahren gelehrt und gearbeitet haben.

Im dritten Kapitel werden einzelne im ersten Kapitel aufgezeigte Aspekte der Selbstfindung der *american studies* einer Analyse unterzogen. Dazu gehört neben dem Verhältnis zur Nation auch der Anspruch der permanenten Innovation sowie der ‚neuen‘ Inhalte und eben die Geschlechterordnung. Dabei zeigt Harders wie nicht nur durch die Besetzung von Posten und die Verteilung von wissenschaftlichen Positionen, sondern unterschwellig auch durch die Verwendung von Metaphern und Sprachbildern, Frauen aus der Wissensproduktion und damit insbesondere der Forschung ausgeschlossen wurden. Wie dies